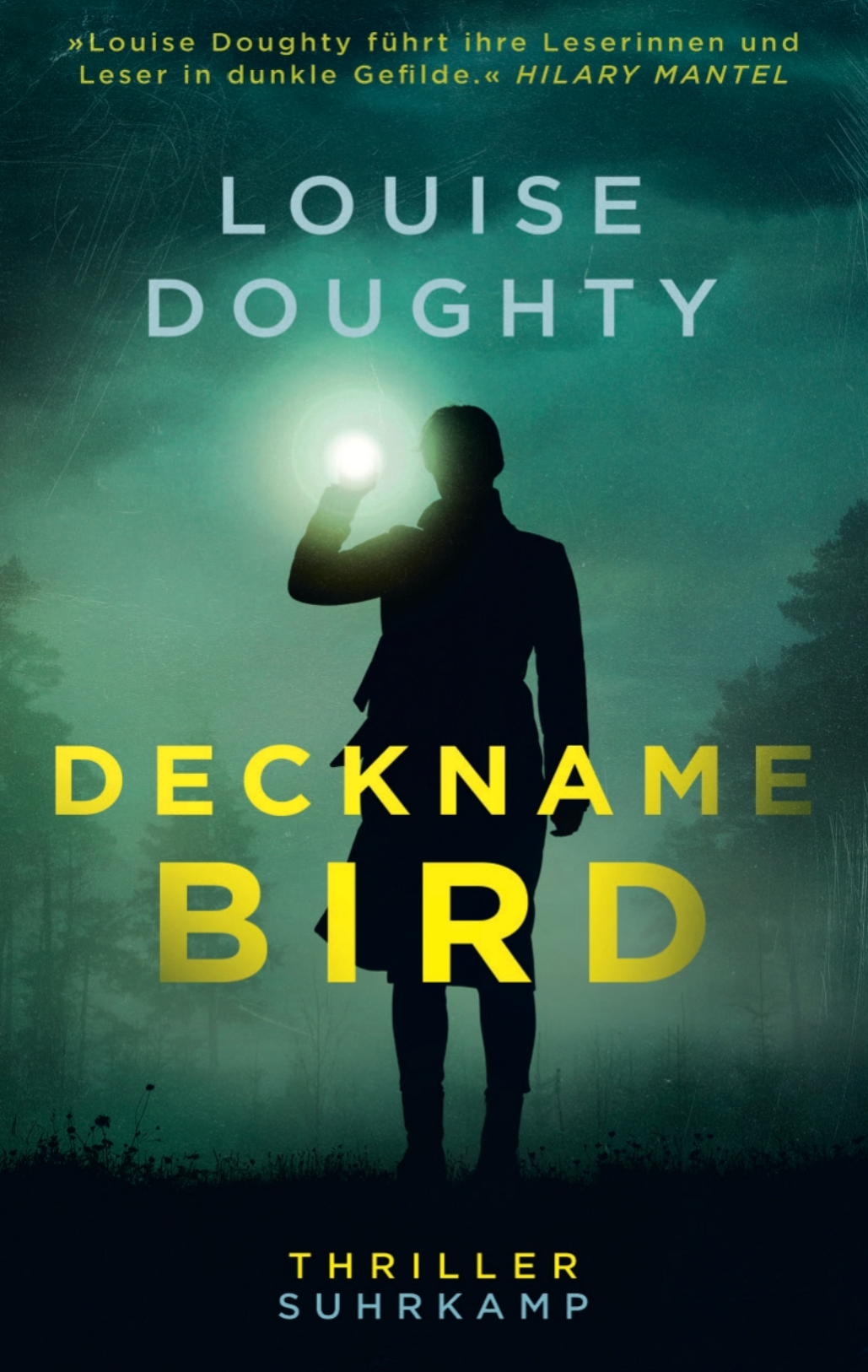
»Louise Doughty führt ihre Leserinnen und Leser in dunkle Gefilde.« *HILARY MANTEL*

LOUISE DOUGHTY



DECKNAME BIRD

THRILLER

SUHRKAMP

SV

Louise Doughty

DECKNAME: BIRD

Thriller

Aus dem Englischen von
Astrid Arz

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
A Bird in Winter
bei Faber & Faber Ltd., London

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5494
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025
© Louise Doughty, 2023
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Umschlagfotos: Mark Owen/Trevillion Images (Frau im Wald),
FinePic® (Kratzer)
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47494-5

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

DECKNAME:
BIRD

Für Ruby
(alias Jill Dawson)
für alles

Schnee ist ein eigenes weißes Wort;
Nicht Frost noch Eis
Sehnen Knospe oder Vogel fort
Um Winters Preis.

Isaac Rosenberg,
On Receiving News of the War

1. TEIL

Und das Morgengrauen ist, meine ich, die Stunde, zu welcher der Paria ausgeht … Das ist die Stunde des Gesetzlosen, des Verfolgten, des Verdammten, denn kein Mensch, der je geboren, könnte umhin, draußen in der freien Natur, wenn gleich die Sonne aufgeht, wenigstens einen Schatten der Hoffnung zu verspüren.

Geoffrey Household: *Einzelgänger, männlich*
(Deutsch von Michel Bodmer)

1

Die Wahrheit liegt im Auge der Betrachterin. Alaska. Erst wenn ich das Bild in seiner Gesamtheit betrachtet und alle Details entziffert habe, werde ich wissen, was wirklich geschehen ist: Ich werde wissen, was mich in die Flucht getrieben hat. Wenn ich nur lange genug das Bild betrachte, werde ich früher oder später darauf kommen.

Und dies ist das Bild.

Alaska ist ein Eckraum mit zwei Außenwänden und bodentiefen Fenstern, in dem es immer kalt ist. Daher der Name Alaska. Das Glas ist natürlich einseitig verspiegelt – von der Straße aus sieht man lediglich dunkelblaue Wandflächen. Mitten in Alaska steht ein großer ovaler Glastisch mit verchromten Beinen. Um den Tisch sind ein Dutzend Stühle gruppiert, auch verchromt, mit weißen Kunstlederpolstern. Außer Tisch und Stühlen gibt es weiter keine Möbel in dem Raum. Die Farbe der kahlen Wände ist vom denkbar hellsten Blassgrau.

Ich sitze mittig an einer der Tischseiten, mit dem Rücken zur Tür. Kieron, unser Chef, steht am hohen Fenster und blickt über die Dächer der Stadt hinweg. Unsere Gebäudeseite ist von der New Street und dem Bullring abgewandt, er sieht also über den Rathausparkplatz, die A38 und das neue Gewerbegebiet, in das sich unser kleiner Verein unauffällig einfügt. Der schwere Himmel über Birmingham ist wolkenverhangen, so dicke weiße Wolken, dass sie wie eine feste Materie aussehen, undurchdringlich.

Ich beobachte Kieron. Er steht mit dem Rücken zu mir, aber etwas diagonal – ich kann sein Gesicht im Halbprofil sehen und warte auf irgendeine Regung, vielleicht ein Zucken seines Kie-

fermuskels, das mir verrät, was er denkt oder fühlt, doch er verharrt reglos. Er hebt seine Kaffeetasse von der Untertasse, um sich einen Schluck zu genehmigen, doch sein Rumpf hält so still, dass es mir vorkommt, als würde sich sein Arm selbständig bewegen, als wäre er ein Zinnsoldat mit künstlichen Gelenken – gefühllos, roboterhaft. Mörder gibt es schließlich in den unterschiedlichsten Formen und Größen – mal tragen sie Uniform, mal cremeweiße Hemden.

Carmella sitzt mir gegenüber, mit dem Rücken zu Kieron, den Blick mit konzentriertem Gesichtsausdruck auf die Papiere vor ihr gesenkt. Am unteren Tischende sitzen James, Samuel und Kit auf einem Haufen wie Spatzen auf einem Ast. Schließlich sind sie noch Grünschnäbel, wohl keiner von ihnen über fünfunddreißig. Sie rücken gern zusammen, wenn es Probleme gibt: In der Gruppe fühlen sie sich sicherer.

Wir haben alle Kaffeetassen vor uns, und in der Tischmitte steht ein Teller mit Gebäck, noch unberührt, bis auf ein Croissant, das Carmella sich vor Kurzem genommen und wieder zurückgelegt hat, nachdem sie sich das abgerissene Ende in den Mund gesteckt und ein paar Blätterteigkrümel auf dem Tisch verteilt hat. Sie und ich haben uns immer bemüht, in Meetings verschiedener Meinung zu sein, ein Pakt, den wir am ersten Tag geschlossen haben, an dem wir zusammen Alaska betraten und sie sich zu mir vorbeugte und allen Ernstes flüsterte: »Achte drauf, dass wir einander nicht immer zustimmen, damit die Jungs nicht sagen, dass wir das Gespräch dominieren.« Ich weiß, dass es ein taktischer Fehler wäre, Carmella in die Augen zu sehen, wenn Kieron voll loslegt.

Genau jetzt würde ich aber wirklich gern ihren Blick abfangen. Ich möchte wissen, was sie von dem hält, was uns soeben verkündet wurde – doch sie starrt eisern auf ihre Unterlagen, obwohl wir doch alle wissen, dass die Papiere gerade unwichtig ge-

worden sind. Den drei Jungs am Tischende bleibt offenbar die Luft weg. Wir alle sind sprachlos.

Während ich so dasitze und Kierons Ansage sacken lasse, geht er zum Tisch zurück und stellt seine Tasse mit Untertasse wieder auf die Glasplatte. Er wendet sich Carmella zu und legt ihr die linke Hand locker auf die Schulter, und in dem Moment – mehr war nicht drin, wie mir später aufgeht – richtet sie ihren Blick auf mich, wobei sie sich so angestrengt einen neutralen Gesichtsausdruck bewahrt, dass sie mir ihre Gedanken nicht deutlicher vermitteln könnte. Ich spüre, wie ich aufstehe, und währenddessen denke, vielmehr berechne ich Folgendes: *Bis zu den Aufzügen sind es keine dreißig Schritte.*

Mein Vater litt unter Schlafstörungen. Wenn ich nachts wach wurde, hörte ich ihn umhertapern – wir bewohnten ein bröckelndes altes Haus. Man konnte kaum einen Schritt tun, ohne dass eine Bodendiele knarzte. Ich weiß noch, wie ich eines Nachts aus dem Bett schlüpfte und auf den oberen Flur raustappte. Ich wusste, dass mein Vater irgendwo im Haus war, auf und ab ging, und verspürte den Wunsch, ihn zu trösten.

Damals muss ich wohl so um die fünf gewesen sein – meine kleinen Brüder waren noch Babys und schliefen in Kinderbettchen im Elternschlafzimmer. Ich blieb vor der offenen Tür stehen und spähte rein. Meine Mutter lag leise schnarchend auf dem Rücken. Die Bettchen der Kleinen standen nebeneinander unter dem Fenster. Ich konnte ihre Umrisse sehen, kleine Hügel wie Nacktschnecken, still. Die Vorhänge meiner Eltern waren dünn, und das Zimmer wurde vom Mond beschienen. Ihre blaue Tagesdecke aus Plüsch war zerwühlt und verrutscht. Meine Mutter lag halb frei, ein kräftiges Bein bloß und ihr Nachthemd bis zur Hüfte hochgerutscht. Wenn ich ein mutigeres Kind gewesen wäre, wäre ich an ihre Bettseite gegangen und hätte sie zugedeckt,

aber ich zog mich von der Schwelle zurück und ging durch den Flur meinen Vater suchen. Ich war so klein, so leicht, dass die Bodendielen unter mir nicht knarzten.

Ich fand meinen Vater am anderen Ende des Flurs, seine Silhouette vor einem Fenster, das auf unseren weitläufigen, verwilderten Garten hinausging. Er rauchte und blickte auf den struppigen Rasen, die Hecke, die Felder dahinter. Unser Haus war das letzte in unserer Straße vor freiem Feld – Jahrhundertwende, hohe Schiebefenster, die winters in ihren Rahmen klapperten. 1940 hatte ein Bomben-Irrläufer den Rest der Straße weggefegt, der danach mit modernen Backstein-Doppelhäusern und Bungalows neu bebaut worden war. Unser Haus war als einziges Überbleibsel aus der Vorkriegszeit stehen geblieben, im wahrsten Sinne des Wortes freistehend.

Ich weiß noch, dass ich dachte: *Er ist einsam.*

Er drehte sich zu mir um, als ich näher kam. »Bird«, sagte er. Solange ich zurückdenken konnte, nannte er mich Bird, Vogel. »Wieso bist du nicht im Bett?«, fragte er zerstreut, als würde er eine Antwort weder wollen noch erwarten, wandte den Blick wieder Richtung Garten, hob das Kinn und legte den Kopf in den Nacken, um eine feine Rauchsäule Richtung Decke zu pusten.

Ich stand in meinem langen Baumwollnachthemd neben ihm, den Kopf an seine Hüfte geschmiegt. Er legte mir die linke Hand auf den Scheitel und strich mir übers Haar, mit festem Druck nach unten, als wäre ich eine Katze. So standen wir eine Weile da, mein Vater und ich, und verständigten uns ohne Worte.

»Was guckst du dir an?«, fragte ich schließlich.

Er neigte den Kopf zu mir runter und flüsterte: »Den Mond …«

Ich spähte aus dem Fenster in den Himmel. »Wo ist er?«, fragte ich. Aus meiner Perspektive war kein Mond in Sicht.

»Ach, der ist immer da, Bird«, erwiderte er. »Auch wenn man ihn nicht sehen kann, ist er doch immer da.« Seine Zigarette war

heruntergebrannt, und er betrachtete die glühende Spitze zwischen seinen Fingern. »Der Mond folgt einem, wohin man auch geht. Mal ist er dick und rund, mal nur eine Sichel, und dann wieder kann man ihn wegen der Wolkendecke gar nicht sehen, aber er ist trotzdem da.« Bei ihm hörte sich der Mond wie ein Suchscheinwerfer an, dem man nie entkam.

Mein fünfjähriges Ich verstand noch nicht, dass die Gedanken und überhaupt das Leben meiner Eltern auch unabhängig von mir existierten, auch jenseits der Grenzen meiner Welt. Trotzdem begriff ich genug, um zu merken, dass mein Vater vor etwas dort draußen im Dunkeln Angst hatte – oder davor, dass etwas ans Licht kam.

Offenbar verstehen wir bis zum Alter von zwei Jahren nicht, dass unsere Eltern woanders weiterexistieren, wenn sie aus dem Zimmer gehen. Einem Baby kommt es so vor, als hätte sich die Bezugsperson, von der sein Leben abhängt, in Luft aufgelöst. Kein Wunder, dass Säuglinge ständig schreien. Das ist keine Unart, sondern existenzielle Verzweiflung.

Mit etwa acht Jahren ging mir auf, dass mein Vater ein Lügner war.

»Ich fahre nach Frankreich, Bird«, erklärte er eines Tages vollmundig, »soll ich dir etwas Käse mitbringen?«

»Ich hätte gern eine Puppe in Landestracht«, erwiderte ich in ernsthaftem, respektvollem Tonfall, der meiner Erfahrung nach am besten bei meinem Vater anschlug. Damals besaß ich ein Buch, ein großes bebildertes Buch nach der Art eines Kinderlexikons, das *Landestrachten der Welt* hieß. Ich konnte stundenlang auf dem Bauch auf meinem Bett liegen und es durchblättern, mir vorstellen, ich wäre Mila aus der Schweiz mit einer weißen Schürze mit rotem Kreuz vorne drauf oder Kakalina aus Hawaii mit einer Blumenkette (Kakalina hatte zwar ein schöneres Outfit, aber Mila einen Hund). Ich sehnte mich nach einer eigenen

Sammlung, hatte mir schon ausgemalt, wie ich sie auf dem Regalbrett über meinem Bett aufstellen würde. Vorerst besaß ich bloß eine Holländerin mit Holzpantinen und steifen blonden Strohzöpfen.

Mein Vater lachte wie über einen Witz. »Mit einer Zwiebelkette um den Hals, Streifenshirt und Baskenmütze?«

Na ja, wenn sie das dort tragen …

Er war über drei Wochen fort. Als er wiederkam, wartete ich darauf, dass er eine Puppe aus dem Hut zauberte. Ich rechnete nicht gleich damit, als er zur Tür hereinkam – meine Brüder und meine Mutter waren auch noch da, und natürlich konnte er nicht jedem von uns ein Geschenk mitbringen, aber ich war doch immerhin sein Liebling …

Erst drei oder vier Tage nach seiner Rückkehr hatte ich an einem Sonntagvormittag Gelegenheit, ihn allein zu sprechen. Meine Mutter hatte meine frommen kleinen Brüder in die Kirche mitgenommen – mein Vater und ich waren beide Atheisten; das hatten wir so besprochen. Ich wartete, bis die Luft rein war, und ging dann zu ihm, wo er im vorderen Wohnzimmer saß, dem Raum, der früher der Salon gewesen wäre. Er hatte vor etwa einem Jahr mit Rauchen aufgehört, aber in diesem Teil des Hauses hielt sich immer noch eine leichte Grundnote von Zigarettenasche, und in meiner Erinnerung hatte das Licht aus dem Erkerfenster etwas leicht Dunstiges.

Er saß in seinem Lieblingssessel und las die Zeitung. Zu jener Zeit waren Zeitungen noch so groß, dass Männer in Sesseln sie hochhalten und dahinter verschwinden konnten – da stand ich also vor meinem Vater und redete mit der Zeitung. An dem Tag lautete die Schlagzeile ALDERMASTON MARSCH KURZ VOR LONDON, über einem Foto von Männern mit Mänteln und Hüten vor einer Menschenmenge, die Plakate und Transparente hochhielt.

»Dad«, setzte ich an, in einer Silbe ausgesprochen, dann nochmal zweisilbig: »Da-ad …«

»Ja-ha …«, murmelte er hinter seiner Zeitung.

»Wie war's in Frankreich?« Ich wählte einen sanften Einstieg, indem ich Interesse an seiner Reise bekundete.

Er ließ die Zeitung sinken. Der Aldermaston-Marsch, was auch immer das sein mochte, sackte beim Ablegen auf seinem Schoß in sich zusammen. »Frankreich?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich.

Einen kurzen, aber verräterischen Moment lang setzte er eine verständnislose Miene auf. »Ach so, Frankreich, ja, *Frankreich*, ja, danke, Frankreich war großartig.« Er hielt die Zeitung wieder hoch und redete dahinter weiter. »Deine Mum kommt gleich wieder, Bird, sei ein braves Mädchen.«

Ich ging mit finsterer Miene aus dem Zimmer. Mein Vater ist ein Lügner. Er war überhaupt nicht in Frankreich. Es war meiner Erinnerung nach das erste, aber bei Weitem nicht das letzte Mal, dass er mich unterschätzte.

»Dein Vater ist im Krankenhaus.« Der Anruf meiner Mutter an einem Dienstagnachmittag war ungewöhnlich – normalerweise redeten wir sonntags miteinander. Ich war fünfunddreißig. Mein Vater sollte vor meinem sechsunddreißigsten Lebensjahr sterben. *Dein Vater ist im Krankenhaus.* Später würde ich diesen Satz meiner Mutter etwas sonderbar finden, so als handelte es sich bei dem Mann im Krankenhaus in erster Linie um meinen Angehörigen. Vielleicht wollte sie mir zugestehen, dass es eine Sache war, seinen Mann zu verlieren, aber seinen Vater nochmal etwas ganz anderes. »Ich hab deine Brüder angerufen. Louis meint, dass er es morgen hierher schafft.«

Mein Vater hatte an dem Morgen einen Schlaganfall gehabt, fuhr sie fort, einen kleinen, nahmen sie an. Er hatte sich über

den Mülleimer gebückt, und als er sich aufrichtete, hatte er geschwankt und sich mit einer Hand an der Küchenarbeitsplatte festgehalten. »Ich sehe auf einmal ganz verschwommen«, hatte er gesagt.

Sie half ihm auf einen Küchenstuhl, und sie hätten den Vorfall beide damit abgetan, dass er sich zu schnell aufgerichtet hatte, wäre ihr nicht aufgefallen, dass er den linken Fuß nachzog, als sie ihm auf den Stuhl half.

Das CT bestätigte später, dass es ein leichter Schlaganfall gewesen war – aber so verlief das oft: der Mini-Schlaganfall als Vorbote, als Schuss vor den Bug. Der große fällt einen hinterher, so auch bei meinem Vater.

Sie sagte mir, in welchem Krankenhaus er lag – ich kannte es nicht, aber als ich nachschaute, sah ich, dass es auf der richtigen Seite von Coventry lag, sodass ich von London hinfahren und mitten am Abend ankommen konnte.

Dann sagte sie etwas, das mich verwirrte: »Er liegt auf Station C3. Es ist die Psychiatrie.«

Erst auf der Fahrt zum Krankenhaus rief ich mir das ganze vergangene Jahr ins Gedächtnis und machte mir klar, wie stark mein Vater abgebaut und wie meine Mutter das vor mir verborgen hatte. Auf meine vielbeschäftige, abgelenkte Art hatte ich schon bemerkt, dass er bei meinen Besuchen oft geistesabwesend oder unaufmerksam war – manchmal schlief er im Sessel, dann wieder hieß es, er »ruht sich oben etwas aus«. Aber jetzt erinnerte ich mich an diese seltsame Leere in seinem Blick, wenn er mich bei der Begrüßung betrachtete, wie er mich minutenlang nur ansah, bis plötzlich etwas an mir – eine vertraute Geste oder Redewendung – seinem Gedächtnis auf die Sprünge half und er lächelnd sagte: »Bird! Wie geht's dir?«

Das hier hat sich schon länger angebahnt, dachte ich, während

ich auf den Krankenhausparkplatz einbog, auch wenn ich mir da noch nicht eindeutig sicher war, was das hier eigentlich bedeutete. Ich war noch nicht beunruhigt genug, um an die Tragweite zu denken. Während ich im Dunkeln über den Parkplatz ging, der schwarze Asphalt glänzend vom Regen, herrschte in meinem Kopf der Ärger darüber vor, dass meine Mutter mir nicht schon längst von der Verfassung meines Vaters berichtet hatte.

Ich hatte die beiden seit drei Monaten nicht mehr besucht und war nicht vorbereitet auf die Veränderungen, die ich jetzt an ihm wahrnahm: die unordentlichen Bartstoppeln, die eingefallenen Wangen, der argwöhnische Blick aus großen dunklen Augen. An seiner Zimmertür musste ich mich kurz sammeln, während meine Mutter vom Stuhl neben seinem Bett aufstand und sagte: »Setz dich ein wenig zu ihm, ich geh nur mal rasch zur Toilette.«

Ihr Gesicht wirkte abgespannt, und mich überkamen kurz Schuldgefühle – offensichtlich hatten sie es viel schwerer gehabt, als sie sich anmerken ließen, während ich so ganz in meiner Arbeit aufgegangen war, das Universum zu retten.

Mein Vater starrte reglos vor sich hin. Wenn die offenen Augen nicht gewesen wären, hätte ich gedacht, er würde schlafen. »Geh und hol dir einen Kaffee, ein Sandwich«, sagte ich zu ihr, den Blick noch auf ihn gerichtet. »Du kannst mich auf neuesten Stand bringen, wenn du wiederkommst.« Sie nickte, kam auf mich zu und drückte mich kurz, beide Handflächen an meinen Rücken gepresst, gleich viel Dankbarkeit und Zuneigung in der Umarmung.

»Ich komm bald wieder«, sagte sie leise und zog die Tür hinter sich zu.

Ich saß am Bett meines Vaters und nahm seine Hand, und er wandte mir den Kopf zu und sah mich aus wässrigen, nicht wie-